

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheck IX 2988) Oesterreich (Postcheck-Konto D 111.889) und Deutschland halbj. Fr. 7.50, vierteljährlich Fr. 3.80. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzl. Fr. 20.—. Postamtlich bestellt 30 Rp. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Lu (Rheinthal) Tel. Nr. 73.160. Schriftleitung: Schaun, Telefon Nr. 55. Verwaltung Vaduz, Telefon Nr. 43.

Organ für amtliche Kundmachungen

Anzeigenpreise: die 1spaltige Millimeterzeile Anzeigen Reklamen
Inland 4 Rp. 8 Rp.
Angrenz. Rheintal (Sargans bis Sennwald) 6 Rp. 12 Rp.
Uebrige Schweiz 7 Rp. 14 Rp.
Ausland 8 Rp. 14 Rp.
Anzeigenannahme für das Inland und Feldkirch:
Verwaltung des Blattes in Vaduz, Tel. Nr. 43;
für das Rheintal, Schweiz und übriges Ausland:
Schweizer Annoncen A.-G.
St. Gallen, Tel. Nr. 35.30; und übrige Zweiggeschäfte.

Ans Vaterland, ans teure...

Unlängst mußten wir Zeuge eines Gespräches eines Landsmannes mit einem Ausländer sein. Es ließ uns so recht wieder einmal Einblick gewähren in die Wertschätzung, die unserem kleinen Vaterlande im Auslande entgegengebracht wird. Der Landsmann war gemessener Art, er war einer von jenen, die der Schutzhülle irgendwo drückt, aus seinem Auge aber sprach jene biedere Ehrlichkeit, auf die ich als Unbeteiligter im Stillen nicht wenig stolz war. Aus seinen Worten klang jene Ueberzeugtheit, die ihre Wurzeln tief in der Tradition der Väter hatte und ihre Kraft im vollen aus dem Kampfe schöpfte, den unsere Väter um die Scholle geführt und den auch wir mit der Liebe zu unserer kleinen Heimat übernommen haben und fortzuführen gewillt sind. Und was mich noch freuen mußte, der Landsmann wußte seine Worte aus der Geschichte zu bekräftigen, er wußte den jähren Kampf um die Heimat mit Daten zu belegen und ihn aus der Geschichte zu begründen.

Wir führen dauernd einen schweren Kampf, so sagte unser Landsmann, einen schweren Kampf gegen den Rhein und gegen die Küsten, denen beiden unsere Väter den Boden Stück für Stück abgerungen haben. Stück für Stück betonte er und schilderte in schlichten Worten, wie der Rhein noch vor zweihundert Jahren den Weg beliebig durchs Tal suchte, wenn seine Wasser schwellen und mühsam gebaute Feldfrüchte wegsegte. Unverdorren rang der Bauer mit dem Element wie der Marschenbauer droben an der Nordsee mit den Wellen des Meeres ihn führt. In diesem Kampfe wurde seine Kraft gestählt, sie ließ nicht nach, auch dann nicht, wenn schwere Kriegsläufe wie damals in den Franzosenkriegen, sie einzudämmen suchte. Freilich, schwer war da der Druck auf dem kleinen Lande, die Kontributionen und die Beiträge zur Wehr verursachten Nothe, die im Laufe der Jahrzehnte aber wieder überwunden werden konnten. Es war rührend, aus dem Munde des Landsmannes die Kraft zu spüren, die unsern Vätern inne lag in diesem Kampfe mit dem Rhein. Mit Stolz erwähnte er, wie sein Vater als Pionier draußen gestanden sei in der kräftigen Wehr. Und sein Auge leuchtete auf, als er erwähnte, daß in diesem Kampfe ein edles Fürstenhaus sich mit dem kleinen Volke solidarisch gefühlt habe.

Damit schien der Landsmann ein für den Fremden interessantes Thema berührt zu haben.

ben. Wie kommt es, fragte er, daß ein, aus einem freien rätischen Stamm hervorgegangenes Völklein als Monarchie sich glücklich schätzen und seinen Fürsten über alles schätzen kann? Das hat seinen tiefsten Grund in der Geschichte selbst, im gegenseitigen Verstehen und in der Tatsache, daß das Volk nicht ohne den Fürsten und der Fürst nicht ohne das Volk Geschäfte machen wollte. Als vor bald zweieinhalb Jahrhunderten unser Land von seinem Fürstenhause den Namen bekam, zog es freudig, wenn auch mit gewissen Vorbehalten unter die neue Herrschaft. Es hatte die Schwere einer andern Herrschaft verspürt, seine Rechte waren mißachtet und seine Kraft mit schweren Opfern geprüft gewesen. Und das Volk hing an seiner Freiheit, die in den Institutionen der Landammänner und der eigenen Gerichte bisher seinen Ausdruck gefunden hatte. Zwar wurden diese Einrichtungen im Zeitalter der Josefinitischen Wera, die ihre letzten leisen Wellen auch in das kleine Fürstentum am oberen Rhein trug, weggeschafft, nicht ohne nachhaltige Vorstellungen von Seiten des Volkes, man erkannte aber bald, daß diese Maßnahmen von oben vom besten Willen befeelt waren und jedes anderen bitteren Beigeschmacks entbehrten. Gar bald entstand jenes gegenseitige Vertrauen zwischen Fürst und Volk, das unbedingte Autorität trug, weil es auch von gegenseitiger Liebe und Wertschätzung untermauert wurde. Wenn etwas war, was einen Mißton in dieses schöne Verhältnis zu tragen vermochte, waren es die Besonderheiten eines fremden Verwalters, der mit den Eigenheiten des Volkes nicht vertraut war. Als dann aber die Fürsten selber ins Land kamen und mit dem Volke Fühlung erhielten, war auch dieses störende Moment gemildert und als dann schließlich in den Jahren nach dem Weltkrieg ein Liechtensteiner mit den Regierungsgeschäften betraut war, fielen die Schranken vollständig und wie die Freiheiten des Volkes, dem Zeitabschnitt der Geschichte gemäß, von unseren Fürsten gefördert worden waren, so gebar das Jahr 1921 eine Verfassung, die dem Volke des Monarchen die Rechte einer Volksherrschaft gewährleistete.

Dann hat der Fürst eigentlich keine Rechte, warf der Ausländer ein. Gewiß, die Verfassung garantiert dem Monarchen Rechte, sein größtes Recht aber ist die Liebe des Volkes. Sie hat er nicht durch Wiltückung besonderer, gewiß wohlervorbener Vorrechte und nicht durch Paragraphen, sondern durch die Hochachtung immer wie heute genossen, die aus

dem Mitfühlen eines edlen Fürstengeschlechtes fließt und das unwandelbare Vertrauen im Wandel der Zeiten geschaffen hat. Wir gestehen es ein, wir verdanken unserm edlen Fürstenhause so viele und so große Werke des Wohltuns. Diese haben dazu beigetragen, das gegenseitige Vertrauen zu stärken, das Bewußtsein des Mitfühlens und der Mithilfe tut wohl, aber es ist nicht der Inbegriff unserer Verehrung, sondern nur mit ein Grund unserer dankbaren Gesinnung.

Ich staunte über die Bestimmtheit, mit welcher unser Landsmann diese Worte sprach. Man fühlte aus jedem seiner Worte die Treue zum angestammten Fürstenhause wie man aus ihnen vorher die Liebe zum Vaterlande herausgehört hatte. Jedenfalls bestärkte diesen Besucher unseres Landes zu der weiteren Frage: Wie aber, wenn Krieg werden sollte, wenn jemand an Ihrem Vaterlande rütteln sollte, Ihr habt ja nichts zur Wehr? — Das wissen wir. Ob aber Wehr oder nicht, unser kleines Land schützt die allgemeine Achtung, die wir uns stets neu erwerben wollen. Niemand wird ein kleines Land ohne Wehr, das in seinem ganzen Sinnen und Trachten nur dem Frieden dienen will, behelligen. Es bräuhes wenig Ehre und wenig Gewinn, meinte einfallend der Gast, nach ungeschriebenen Gesetzen der Achtung vor dem andern, einer jahrhundertelangen Tradition und einer in selbsttätiger Entwicklung gewordenen Geschichte wird Eurem Ländchen kein Leid zugefügt werden.

Unser Landsmann war sicher ein Patriot. Aus jedem seiner Worte floß Gewicht und Selbstachtung und Liebe zum Volke, zum Fürsten und zum Vaterlande. Ich erinnerte mich der Worte des Dichters im Tell: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, hier sind die Wurzeln deiner Kraft. Weiter war erfreulich, daß er die Achtung, die er im Gespräche über sein Vaterland unausgesprochen in seine Worte einfließen ließ, auch über die Verhältnisse im Auslande übertrug.

Er machte aus Auerkennungen keinen Hehl, lobte sich aber immer wieder sein kleines Vaterland am Fuße des Rätikons.

Fürstentum Liechtenstein

Rühle: Ostern.

Der Karfreitag ließ sich so schön an, man glaubte an schöne Osterfeiertage, an denen neben der Auferstehung im Herzen auch das Auge draußen in der herrlichen Frühlingswelt

Auferstehung feiern könne. Diese Freude kam zu früh, in der Nacht setzte heftiger Nordwind ein, Schneeflocken tänzelten mit eintretender Kälte um die Fenster, ein richtiges Nordwindwetter, so wie wir es etwa im März gerne einmal hinnehmen, füllte beide Tage aus und dauert bis heute Dienstag noch an. Ein Frost trat bisher nicht ein, zeitweilig hatten wir bewölkten Himmel. In der Nacht auf den Montag war auch eine mildere Temperatur eingetreten. So haben wir Trost, uns des blühenden Frühlings erfreuen zu können, wenn der kalte Nordwind sich mildern wird.

Balgers. Todesfall. Das Kind Albert Vogt ist seinen Eltern Anton Vogt Theres Vogt (Zementgeschäft) im Alter von fünf Jahren durch den Tod entrisen worden. Es starb an dem Folgen einer überstandenen Scharlachkrankheit. Es ist immer ein harter Schlag für die Eltern, ein Kind verlieren zu müssen. Umso mehr, wenn ein Kind geistig und körperlich veranlagt ist, wie eben das Hingeschiedene es war. Es war ein Glück und eine Freude in der Familie. Der himmlische Vater hat den Knaben zu sich berufen und vor dem Throne Gottes wird er für seine Lieben ein Fürbitter sein. Seinen Eltern das herzlichste Beileid.

Eschen. Brand.

Am Dienstag früh ein Viertel vor 5 Uhr, brach im Schuppen des Ludwig Warger, Messner, ein Brand aus, der rasch auf das ganze Anwesen übergriff und auch das benachbarte Anwesen des Rochus Dehri erfaßte. Beides waren Holzbauten und wurden mit den angebauten Ställen rasch ein Raub der Flammen. Die Leute haben nur das nackte Leben retten können. Mit knapper Not konnte von zur Hilfe herbeieilenden noch die lebende Habe gerettet werden.

Nendeln. Lehrerabschied.

Am Sonntagabend feierte der Männerchor Nendeln Abschied von seinem langjährigen Dirigenten, Lehrer Lorenz Eberle, der mit Beginn des heurigen Schuljahres den Unterricht an der Schule in Vaduz übernehmen wird. Es war aber nicht allein eine Abschiedsfeier des Vereins von seinem Dirigenten, Nendeln bereitete seinem Lehrer, der durch lange Jahre im Orte fruchtbringend gemirkt hatte und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, einen Abschiedsabend. Nendeln sieht Lehrer Lorenz Eberle nur ungern scheiden, das kam am Sonntagabend wieder so recht zum Ausdruck. Der Männerchor verliert in

Feuilleton

Das Glück von Ragenthin

Roman von Bernhard Lonzer.

Das Frühlicht eines taustischen Maimorgens stand über Ragenthin. Das Schloß, ein hoher, mächtiger Bau aus alter Zeit, lag noch in tiefer Ruhe. Nur von den Wirtschaftsgebäuden klang wie aus weiter Ferne zumeilen ein gedämpfter Laut herüber.

Tiefes Schweigen herrschte auch in dem alten, weit ausgehenden Park, dessen Bäume und Sträucher in jungem, leuchtend-frischen Grün prangten. Im Hintergrunde des Parkes, wo das Laubwerk dichter und dunkler wurde, lag die Familiengruft der Ragenthiner. Kein Sonnenstrahl drang bis zu dem düsteren Gebäude durch, das aus ehemals hellem, im Laufe der Jahrhunderte aber verwittertem und nachgedunkeltem Sandstein errichtet war.

Knurrend und kreischend drehte sich jetzt die schwere, eisenbeschlagene Tür der Gruft in den verrosteten Angeln. Manfred von Ragenthin trat heraus, mit entblößtem Kopf und an den Schläfen leicht ergrautem Haar. Ernst und undurchdringlich war sein Gesicht, als er

sich umwandte und langsam, aber mit festen Schritten die dunkle Stätte verließ.

Hoch und dicht wölbte sich das grüne Laubdach über ihm. Als und zu drang ein heller Sonnenstrahl zu ihm herab, der goldene Lichter auf die morgengekühlten Wege malte.

Mit gesenktem Kopf und auf dem Rücken verchlungenen Armen schritt Manfred von Ragenthin in tiefen Gedanken durch den Park. Heute jährte sich der Todestag seiner Gattin zum ersten Male. So seltsam es auch scheinen mochte: er dachte ohne Schmerz an die Heimgegangene. Er war ihr ein guter Gatte gewesen, und die langen Jahre des Besammenseins hatten auch ein gewisses Gefühl der Zusammengehörigkeit mit sich gebracht, aber das Wichtigste hatte der Ehe doch gefehlt: die Liebe.

Erika von Ragenthin war wohl nicht zur Liebe geschaffen gewesen. Eine schöne, imponierende Erscheinung, war sie doch von einem geradezu maßlosen Stolz, einem nur auf Ueberlichkeiten gerichteten Sinn und einer erkältenden Gefühlarmut beherrscht gewesen. Nicht einmal dem einzigen Sohne hatte sie an Mutterliebe zu geben vermocht, was das Herz des liebebedürftigen Knaben so sehnsüchtig begehrte hatte. So war Klaus zu einem vorzeitig ernsten, jungen Manne herangewachsen,

der seine Gefühle tief in sich verschloß, den aber ein um so fetteres, fast kameradschaftliches Verhältnis mit dem Vater verband.

Auch Manfred von Ragenthin war ohne Liebe in die Ehe gegangen. Das Haus hatte eine junge Frau gebraucht, und so hatte er sich kurzerhand um die damals viel umschwärmte Erika von Braunfels beworben. Nach alledem war es kein Wunder, daß der Ehe das Glück ver sagt geblieben war. Das schien auf Ragenthin beinahe Schicksal zu sein, denn auch die Ehe der Eltern war nicht glücklich gewesen, und die Großeltern hatten, wie Manfred von Ragenthin gelegentlichen Andeutungen hatte entnehmen können, sogar lange Jahre hindurch getrennt gelebt. Es gab wohl kein Glück auf Ragenthin, diesem wundervollen alten Vestium, das manchem als eine Stätte der Zufriedenheit und des Glückes erscheinen mochte.

Einmal — ja, einmal war Manfred von Ragenthin das Glück allerdings nahe gewesen. Aber er hatte nicht verstanden, es zu halten, war damals wohl noch zu jung und unbedacht gewesen. Vielleicht war er auch noch ein wenig in veralteten gesellschaftlichen Vorurteilen befangen gewesen und hatte aus diesem Grunde nicht ernsthaft versucht, die Jugendliebe zu einem dauernden Lebensglück zu

machen. So war ihm die Jugendliebe entglitten. Aber eine herrliche, berauschend schöne Zeit war es doch gewesen, diese kurze Zeit der ersten und einzigen Liebe. Noch heute, nach einem halben Menschenalter, fühlte er sein Herz seltsam schlagen, wenn er daran zurückdachte.

Vorbei! Zu spät! — Es war nichts mehr nachzuholen und gutzumachen, selbst wenn er gewollt hätte. Die einstige Jugendgeliebte ruhte nun schon seit einem reichlichen Jahrzehnt unter der Erde.

Manfred von Ragenthin hatte sich, fast ohne es zu wissen, auf einer der alten Marmerbänke niedergelassen, die an der Westseite des Parkteiches standen. Ihn krönlte mit einem Male, trotz des verhältnismäßig warmen Sonnenscheins, der jetzt durch das freie Rund des Baumgewölbes herabstrahlte. Er erhob sich plötzlich. Nein, es gab auf Ragenthin kein Glück...

Ob wohl dem Jungen, dem Klaus, dem ja Mutterliebe kaum zuteil geworden war und der den Frauen mit deutlich erkennbarer Zurückhaltung begegnete, einmal ein wahres, volles Glück beschieden sein würde? Manfred von Ragenthin wünschte es von ganzem Herzen.